

Janina Jaeckel

Sexuelle Gewalt als Strukturmerkmal von Männlichkeit? Eine Annäherung mittels Subjektivierungstheorien

In der Gewalt- und der Geschlechterforschung findet sich seit den 1970er Jahren eine Vielzahl an Erklärungsansätzen zu sexueller Gewalt¹. Eine für das Thema relevante Theorierichtung wurde allerdings bislang noch nicht oder nur unzureichend herangezogen: die Subjektivierungstheorien, die sich mit der Herstellung von Männlichkeit beschäftigen. Anliegen dieses Artikels ist es, ihr Erklärungspotenzial auszuloten. Wie lässt es sich begründen, dass vorwiegend Männer zu Gewalt und zur Mischung von Aggression und Sexualität neigen? Wenn dies im Zusammenhang mit der Strukturierung von Männlichkeit steht, könnte das Problem dann durch Veränderung der männlichen Sozialisation, also eine Veränderung der männlichen Subjektconstitution gelöst werden? Hierbei soll keineswegs eine Erklärung gegeben werden, warum einige Männer zu Sexualstraftätern werden und andere nicht, sondern es ist von Interesse, wie die Möglichkeit der sexuellen Gewalt überhaupt bestehen kann. Um diesen Fragen nachzugehen, wird Pierre Bourdieus Habituskonzept durch Gesa Lindemanns sozialanthropologische Leibtheorie ergänzt und durch Rolf Pohls psychoanalytische Triebtheorie untermauert. Gerade auf Letztere wird hierbei ein Fokus gelegt. Das Potenzial aller drei Ansätze als Subjektivierungstheorien soll genutzt und miteinander verbunden werden. Bourdieus Ausführungen zufolge ist nicht allein das Machtgefälle zwischen den Geschlechtern entscheidend, sondern auch das gewaltvolle Verhältnis der Männer zu sich selbst. Beides ist im Habitus angelegt, also in jenem generativen Prinzip, das die Verkörperung der Sozialstruktur in der Subjektivität des Individuums darstellt. Der Habitus dient einer grundlegenden Einteilung, die sich auf die Geschlechterdifferenz² bezieht und diese mit antagonistischen sowie evaluativen Zuschreibungen, wie stark – schwach, aufgerichtet – gebeugt, verbindet und in einem dem gleichen Schema folgenden sozialen Raum verortet (vgl. Bourdieu 2005: 106). Der männliche Habitus muss ebenso wie der weibliche³ während der Sozialisation durch die Unterscheidung vom anderen Geschlecht erworben werden. Er folgt dem Ideal der ‚Männlichkeit‘, das in patriarchalen Gesellschaften als „sexuelles und soziales Reproduktionsvermögen, aber auch als Bereitschaft zum Kampf und zur

Ausübung von Gewalt“ (Bourdieu 2005: 92f.) verstanden werden kann. Das übersteigerte Ideal entstabilisiert die eigene Männlichkeit und wird aufgrund seiner Unerreichbarkeit zur Pflicht, diese immer wieder neu herzustellen und vor sich selbst und anderen zu bestätigen. Die „männlichen Gewaltspiele“ (Bourdieu 2005: 93ff.) werden so gerade in Hinblick auf die Schwäche als weibliche Konnotation zur Grundbedingung der Männlichkeit. So sieht Bourdieu in der Ablehnung der Frau die „Angst vor dem Weiblichen, und zwar in erster Linie in einem selbst“ (Bourdieu 2005: 96). Die *libido dominandi*, die Liebe zur Herrschaft, wird zur Grundvoraussetzung der hegemonialen Männlichkeit.

Das hierarchische Verhältnis zwischen Mann und Frau offenbart sich auf dem „Markt symbolischer Güter“ (Bourdieu 2005: 78), auf dem die Männer als Subjekte und die Frauen als (Tausch-) Objekte, als Produktions- und Reproduktionsmittel von männlichen Beziehungen auftreten. Es beruht auf der symbolischen Gewalt, die zwar als geistige definiert ist, sich aber dennoch als Macht auf den Körper auswirkt, indem sie sich in Form von Dispositionen in ebendiesen einprägt (vgl. Bourdieu 2005: 64 u. 71). Die symbolische Gewalt „richtet sich mittels der Zustimmung ein, die dem Herrschenden (folglich der Herrschaft) zu geben der Beherrschte gar nicht umhinkann, da er, um ihn und sich selbst, oder besser, seine Beziehung zu ihm zu erfassen, nur über Erkenntnismittel verfügt, die er mit ihm gemeinsam hat“ (Bourdieu 2005: 66).

Eingebunden in die Ökonomie der symbolischen Güter wird nicht nur die Frau, sondern auch ihre Sexualität zum Konsumgut herabgesetzt. Dem entsprechend wird der weibliche Körper geheiligt, tabuisiert und verschleiert (vgl. Bourdieu 2005: 31ff.):

„Der weibliche Körper, dargeboten und verweigert zugleich, bringt die symbolische Disponibilität zum Ausdruck, die [...] der Frau aufgezwungen wird. Deren Anziehungskraft und Verführungsmacht [...] verbindet sich mit der Pflicht zu selektiver Verweigerung, wodurch zum Effekt des ‚demonstrativen Konsums‘ der Wert der Exklusivität hinzutritt.“ (Bourdieu 2005: 56; Herv. i. Org.)

Dies deutet bereits an, dass die Sexualbeziehung als Herrschaftsbeziehung nach dem Primat der

¹ Im Folgenden wird auf den Begriff der sexuellen Gewalt zurückgegriffen, um eine Entsexualisierung derselben zu vermeiden und auf die (notwendige) Triebmischung von Sexualität und Aggression hinzuweisen (vgl. Pohl 2004: 192).

² Obwohl in der Geschlechterforschung immer wieder der Begriff der Geschlechterdifferenz kritisiert wurde, wird er in dieser Arbeit in Anlehnung an Andrea Maihofer beibehalten, die davon ausgeht, dass „die Kategorie der ‚Geschlechterdifferenz‘ [...] als analytische und deskriptive Kategorie so lange nötig [ist], wie die patriarchalen Geschlechterverhältnisse [...] in die Objektivität der sozialen Strukturen und in die Subjektivität der mentalen Strukturen eingeschrieben“ (Bourdieu 1997: 153) werden. Denn das impliziert eine ständige Reproduktion der ‚Geschlechtertrennung‘“ (Maihofer 2013: 38). Zudem betont Maihofer, dass der Verzicht auf die Kategorie der Geschlechterdifferenz nicht zu einer Aufhebung der Hierarchisierung des Geschlechterverhältnisses führt, vielmehr bedarf es der Akzeptanz einer Differenz, um Gleichberechtigung wirklich herstellen zu können (vgl. 2013: 42).

³ Der weibliche Habitus wird als Gegensatz zur Männlichkeit konstruiert und baut auf der doppelten Negation der Tugend auf, sodass ihre Entität als Mangel definiert wird (vgl. Bourdieu 2005: 51).

Männlichkeit konzipiert ist (vgl. Bourdieu 2005: 35), indem die ‚männliche‘ Position beim Geschlechtsakt aktiv oben und die Frau passiv unter ihm liegt (vgl. Bourdieu 2005: 38). Infolgedessen wird eine Beziehung für den Mann zur Eroberung und der Sexualakt zum Akt der Herrschaft, der Aneignung von Besitz, der Unterdrückung der Frau (vgl. Bourdieu 2005: 38ff.). Der weibliche Orgasmus wird als äußerste Form der Unterwerfung zur Bestätigung der Männlichkeit und Macht erlebt (vgl. Bourdieu 2005: 40f.). In der Herrschaftsbeziehung innerhalb der Sexualität wird in dem Mann der Wunsch nach Besitz, nach „erotischer Herrschaft“ (Bourdieu 2005: 41) und in der Frau der Wunsch nach männlicher Dominanz, nach „erotischer Unterordnung“ (Bourdieu 2005: 39f.) konstituiert, welche wiederum auf die Herrschaftsbeziehungen rückwirken und diese reproduzieren. Die Verbindung dieser sexuellen Herrschaftsbeziehung und der Ökonomie symbolischer Güter ermöglicht eine Reduzierung des weiblichen Körpers auf ein Objekt ohne die Möglichkeit, einen weiblichen Subjektstatus zuzugestehen (Bourdieu 2005: 33).

Der Übergang von symbolischer Gewalt zu tatsächlicher Gewalt ist gerade im Bereich der Sexualität fließend, da sich die Objektivierung der Frau und ihres Körpers in dieser am deutlichsten manifestiert (Bourdieu 2005: 41). Die Abwertung der Frau führt Bourdieu ebenso wie die weit verbreitete Gewalt gegen diese auf die Angst vor der Weiblichkeit zurück. Die Frau als Verkörperung der Schwäche, nicht nur weil ihre Identität als schwach konstruiert wird, sondern auch weil sie Schwäche im Mann hervorruft, symbolisiert immer auch die „außerordentliche Verletzlichkeit“ (Bourdieu 2005: 93) des Mannes. Diesem gebietet das männliche Idealbild, gerade durch die Unmöglichkeit, ihm zu entsprechen, sich zur Wehr zu setzen. Dieser Mechanismus bleibt als Ganzes unbewusst. Die entstehende Destruktivität entspringt dem Hass gegen die Frau und auch gegen das weiblich Konnotierte im Manne selbst (vgl. Bourdieu 2005: 96). Durch die Unerreichbarkeit des Ideals bleibt Männlichkeit nach Bourdieu stets labil. Der Zwang zur Darstellung von Männlichkeit lässt die sexuelle Gewalt ein Mittel zur Herstellung derselben werden.

Was es bedeutet, einen Habitus zu inkorporieren, wird erst unter Berücksichtigung der passiven Leiberfahrung verständlich, da Bourdieu zwar den aktiven Aspekt der Handlungen genau untersucht, die Art und Wirkungsweise des Zwangs hierbei jedoch nicht näher erläutert. Die tiefgreifende Eingebundenheit des Subjekts in seine Umgebung kann mit einer detaillierten Analyse der Hier-Jetzt-Gebundenheit des Individuums anhand der leiblich-affektiven Konstruk-

tion des Geschlechts nach Gesa Lindemann deutlich gemacht werden. So veranschaulicht die Hier-Jetzt-Gebundenheit, wie und warum Geschlechtlichkeit und die damit verbundene Positionierung im sozialen Raum empfunden werden. Ohne den inneren Zwang, den die Umwelt aufgrund der Leiblichkeit auf das Individuum auszuüben vermag, verkümmerte der Habitusbegriff zu einer leeren Hülle.

Zentral ist hierbei die Unterscheidung der Begriffe Körper und Leib. Plessner folgend beschreibt Lindemann, dass das Subjekt zugleich der eigene Leib ist, aber auch erlebt, „dass es diesen als seinen Körper hat“ (Lindemann 1992: 335)⁴. Der Körper wird von Lindemann als „kulturell geprägte(-s) Wissen vom Körper“ (Gugutzer 2004: 107) verstanden und dieses alltägliche Wissen über den Körper determiniert die passive Leiberfahrung, die wiederum strukturierend auf den Habitus einwirkt (vgl. Lindemann 1992: 335). Erst hierdurch wird ermöglicht, dass sich ein Individuum auch als eben jenes Geschlecht empfindet, das ihm bei der Geburt zugewiesen wurde. So kann der Körper – wie auch der Leib – immer nur als geschlechtsspezifischer erfasst werden und unterscheidet sich in seiner grundsätzlichen Wahrnehmung als gleich- und verschiedengeschlechtlich (vgl. Lindemann 1992: 344).

Die Geschlechterunterscheidung wird auf der Ebene des Leibes zur zentralen Differenzierung (vgl. Wobbe 1994: 187ff.). Der Leib ist immer an das Jetzt und Hier gebunden, unterliegt als Machtbetroffener also grundsätzlich sowohl anderen Leibern als auch der sozialen Kontrolle, diese Gebundenheit entfaltet sich jedoch anhand der geschlechtsspezifischen Positionierung im sozialen Raum (vgl. Lindemann 1992: 339). Die Position entscheidet über die gegensätzliche Erfahrung von Verletzungsmächtigkeit oder -offenheit, die sich nicht nur in Handlungen, sondern auch in der Wahrnehmung der Umwelt und des eigenen Selbst manifestiert (vgl. Popitz 1992: 192f.). „Verletzungsoffenheit“ (Popitz 1992: 44) bezeichnet hierbei die allgegenwärtige Ausgesetztheit des menschlichen Körpers und die Ohnmacht als Opfer, während sich der Begriff der „Verletzungsmächtigkeit“ (Popitz 1992: 44) auf die Machtausübung auf der Grundlage von Gewalt bezieht (vgl. Popitz 1992: 24ff.). Die unterschiedlichen Machtchancen der Geschlechter entstehen durch die ungleichen Bedeutungen von Handlungsmöglichkeiten und Verletzbarkeit beziehungsweise die Erwartungshaltung gegenüber möglicher Gewalt. Das leiblich-affektiv konstruierte Geschlecht beinhaltet bei Frauen eine Verletzungsoffenheit gegenüber dem Mann, während dem Mann eine Verletzungsmächtigkeit

⁴ Zwar beschreibt auch Bourdieu, dass der Leib entsprechend den Erfahrungen der Vergangenheit agiert, sodass das Subjekt ist, was der Leib gelernt hat (vgl. Bourdieu 1993: 125ff.). Allerdings unterscheidet er nicht klar und durchgehend zwischen den beiden Begriffen (vgl. Jäger 2004: 194ff.).

über die Frau zugeschrieben wird. Das Wissen über Bedrohungspotenziale ist somit auch immer eine sinnlich-leibliche Wahrnehmung, die sich aus Erfahrungen und „habituelle Organisation“ (Wobbe 1994: 191) speist.

Verletzungsorientierung als in den Körper eingeschriebene Erfahrungs- und Handlungskategorie, die Männern und Frauen eine unterschiedliche Positionierung mit jeweiligen Chancen der Gewaltanwendung und Machtausübung zuweist, wird affektiv, zumeist unbewusst empfunden und geht somit passiv in den (geschlechtlichen) Habitus ein. Insgesamt lässt sich mithilfe der Kombination der vorgestellten Ansätze sexuelle Gewalt als Folge der geschlechtsspezifischen Zuschreibung von Verletzungsorientierung und als Mittel zur Festigung von Herrschaft (vgl. Popitz 1997: 54) beziehungsweise der labilen Männlichkeit beschreiben.

Wird die Hier-Jetzt-Gebundenheit des Leibes jedoch konsequent weitergedacht, folgt daraus, dass das Subjekt jederzeit mit beiden Seiten der Verletzungsorientierung konfrontiert wird. Die Verletzungsorientierung gehört ebenso zum männlichen wie zum weiblichen Subjekt, stößt jedoch auf geschlechtsspezifische, gesellschaftliche Vorgaben, wie mit ihnen umgegangen werden kann. Konflikttheoretisch argumentierend weist Mechthild Bereswill (2007) darauf hin, dass das soziale Handeln nicht mit dem inneren Empfinden als Subjekt übereinstimmen muss. In der patriarchalen Gesellschaft wird Männern nahegelegt, die mit der Opferposition verbundene Angst abzuwehren und sie auf andere zu übertragen. Die auf der Handlungsebene verdrängte Angst bleibt unbewusst im Subjekt vorhanden:

„Was auf der Ebene eindeutiger, binär codierter Zuschreibungen abgespalten werden kann – Schwäche, Weiblichkeit und das Begehren zwischen Männern – wirkt in den (unbewussten) Ängsten und Wünschen des Subjekts weiter.“ (Bereswill 2007: 112)

So stehen die kulturellen Verknüpfungen von Männlichkeit und Gewalt nach Bereswill in einem dialektischen Verhältnis zur Affektlogik des Subjekts. Die hegemoniale Männlichkeit wird zur kollektiven Selbsttäuschung von Subjekten, deren Ideal von Autonomie, deren Alltag jedoch von Abhängigkeit und Unterwerfung bestimmt wird (vgl. Bereswill 2007: 112).

Eben dieser Gegensatz von Autonomie und Abhängigkeit wird in der triebtheoretischen Psychoanalyse Rolf Pohls (2004) als Männlichkeitsdilemma zum zentralen Aspekt männlicher Subjektconstitution. Mit seinem Ansatz kann die im männlichen Habitus angelegte Misogynie und Verbindung von Sexualität mit Aggression auf

Grundlage der männlichen Subjektwerdung und Vergeschlechtlichung beschrieben werden. Der Entwicklung des Kindes folgend wird versucht, die Subjektwerdung als psychodynamischen Prozess zu beschreiben, in dem das Individuum nicht passiv von außen geprägt wird, sondern aktiv auf die Anforderungen seiner Umwelt reagiert.

Nach der Geburt ist das Kind zunächst nicht zur Differenzierung fähig, d. h., es kann zwischen sich und seiner Umgebung nicht unterscheiden. Es empfindet die Pflege der Eltern als Teil seines Selbst (vgl. Benjamin 1995: 254). Das daraus entstehende Omnipotenzgefühl wird durch die Ich-Entwicklung, also die Abgrenzung des Subjekts vom Objekt, und die damit verbundene Ohnmacht narzisstisch gekränkt.

Die Mutter wird mit der Differenzierungsfähigkeit nicht nur zum ersten Objekt des kindlichen Begehrens, sondern gleichzeitig auch zum ersten Hassobjekt, zur kränkenden Versagungsmacht. Die erinnerte Lust, die durch die Mutter zum Beispiel beim Stillen oder Säubern erfahren wird, führt zu dem Drang nach Wiederholung (vgl. Benjamin 1995: 150f.). Die Unlust, die durch die Unmöglichkeit der augenblicklichen Befriedigung des Drangs entsteht, lässt das Kind deutlich seine Abhängigkeit spüren und aus dieser Unlusterfahrung wird eine Abneigung, die später im Zuge der Pubertät nachträglich auf die Weiblichkeit allgemein projiziert wird. So wird auch die Kastrationsangst retrospektiv mit der Verarbeitung der Erfahrung von Bindung, Trennung und Verlust aufgeladen und entfaltet erst hierdurch ihre eigentliche Wirkung. Sie manifestiert sich in der Angst vor der Impotenz und dem damit (imaginär) verbundenen Verlust der Zugehörigkeit zur Gruppe der Männer (vgl. Benjamin 1995: 401ff., vgl. hierzu auch Fast 1991: 45ff.).

Die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe wird nach der Entdeckung der Geschlechterdifferenz zum wichtigsten Angelpunkt des Jungen. Mit dieser weiteren Differenzierung wird der Ödipuskomplex eingeleitet, der nun die den Eltern gegenüber empfundene Liebe und gleichzeitige Feindseligkeit in einen Konflikt zwingt. Eine aus heteronormativer Sicht erfolgreiche Auflösung dieses Komplexes gelingt dem Jungen durch die Internalisierung des Vaters als Über-Ich und die damit verbundene eigenständige Regulation durch dieses. Die Polarität zwischen den beiden Grundbedürfnissen, der Pflege und der Autonomie, wird beständig hervorgehoben und (nachträglich) vergeschlechtlicht. „Der Ödipuskomplex institutionalisiert und verdinglicht diese Polarität, indem er ihr eine soziale Gestalt gibt und jeder Seite ein Geschlecht zuweist“ (Benjamin 1995: 256). Der Vater wird somit zum idealisierten

Identifikationsobjekt, die Mutter zum Liebesobjekt. Die Onnipotenzfantase wird nur scheinbar überwunden, vielmehr wird die weibliche durch die männliche Allmacht ersetzt. Das männliche Ich-Ideal beinhaltet immer auch das Versprechen, durch zukünftigen Besitz einer Frau und die Kontrolle über sie den Wunsch nach Machtvollkommenheit doch noch zu erfüllen (vgl. Pohl 2004: 255f.).

Trotz der Wichtigkeit der Beziehung zur Mutter als erster Bezugsperson kann diese nicht als alleiniger Grund für die Frauenfeindlichkeit angesehen werden (vgl. Pohl 2004: 181). Die Idee der Objektzerstörung ist nicht nur in der Einstellung zur Mutter oder Frau, sondern schon in der Libido und der damit verbundenen Objektbindung angelegt. Weil das Objekt als Quelle von Lust immer zugleich auch Quelle der Unlust und Angst sein kann, scheint sich die Hauptursache für Misogynie in dem eigenen sexuellen Begehren zu befinden. „Der Hass gegen die Frau ist immer nur noch nicht überwundener Hass gegen die eigene Sexualität“ (Weinger 1980; zit. nach Pohl 2004: 279). Die in der hegemonialen Männlichkeit angelegte Kontrollidee und Allmachtsfantase entpuppt sich gerade in der Erregung durch die Frau als Illusion. Der so erlittene Kontrollverlust kann nur durch die Zerstörung der Objektbindung oder des Objektes selbst ausgeglichen werden. Auch unabhängig von Gewalt kann der Vorgabe der Autonomie durch Machtausübung, also durch Unterwerfung und Negierung der anderen entsprochen werden, solange die Abhängigkeit vor ihr verborgen bleibt (vgl. Benjamin 1995: 260).

Dies wird im Sexualitätsdilemma zusammengefasst, das die paradoxe Gleichzeitigkeit der Austauschbarkeit des Objekts und der Abhängigkeit von demselben beschreibt (vgl. Pohl 2004: 175). Der Druck des Männlichkeitsideals verleiht diesem eine drängendere Wirkung. In der Folge dieses Männlichkeitsdilemmas wird die männliche Integrität scheinbar bereits durch die bloße Existenz der Weiblichkeit angegriffen, sodass die Destruktivität als (paranoider) Versuch zur Selbsterhaltung angesehen werden kann. Notwendig wird dies aufgrund der beängstigenden Zuschreibung, die Frauen „durch ihre Gebärfähigkeit (Ursprung), ihre Macht als Mütter (Anfang) und durch die weibliche Sexualität (Zukunft)“ (Pohl 2004: 81) erhalten. Weil der Junge im Zuge der Ent-Identifizierung mit der Mutter gezwungen ist, zugunsten der Hegemonie auf die ‚weiblichen Qualitäten‘ zu verzichten, entwickelt sich ein Neid auf eben jene Fähigkeiten, der Gebärneid (vgl. Pohl 2004: 277), der mit gleicher Heftigkeit abgewehrt werden muss wie die Abhängigkeit.

Aggressive Fantasien und narzisstische Energien, die dem Männlichkeitsdilemma entstammen, können durch die Besetzung des Penis mit Libido neutralisiert werden: Dem Konzept der Nachträglichkeit folgend, wird die männliche Sexualität während der Adoleszenz penifiziert und phallokratisiert, sodass die Vorherrschaft der Genitalität zu einer Pseudolösung wird, die unter dem Druck der hegemonialen Männlichkeit als unausweichliche erscheint (vgl. Pohl 2004: 229). Der Penis wird mit der Verarbeitung der Geschlechterunterscheidung zum Partialobjekt. Der Mann als gesamte Person wird durch seinen Penis vertreten (vgl. Rohde-Dachser 1989: 207ff.) und um diesen zentriert sich auch die männliche Identität. Damit einhergehend kommt es zu einer „unbewussten Fixierung des an finalem Ausstoß orientierten Mannes an die Vagina als ‚Behälter‘ für seine ‚Genitalprodukte‘“ (Pohl 2004: 327; Herv. i. Org.). Der Mann wird als Ganzes genitalisiert und narzisstisch erhöht. Der Penis wird zu einem zum „Vollzugsorgan‘ sexueller, narzisstischer und schließlich aggressiver Wünsche verdinglichten Teil des Körpers“ (Pohl 2004: 272; Herv. i. Org.), unter dessen Herrschaft alle anderen körperlichen Vorgänge, wie auch die „polymorphe Vielfältigkeit der infantilen Sexualität“ (Pohl 2004: 275) verkümmern.

„Die grandiose Phantasie des Phallus liegt darin, daß er sein anderes nicht braucht“ (Cornell 1993: 137). Gleichzeitig bleibt der Penis immer auch abhängig von dem Objekt. „Daraus folgt ein Paradoxon: in ihrer phallischen Gestalt bedarf die männliche Sexualität *keine(n)* ‚andere(n)‘, in ihrer genitalen Lustdimension dagegen um so mehr“ (Pohl 2004: 249; Herv. i. Org.). Innerhalb der genitalen Sexualität entsteht eine eigentümliche Spannung zwischen der qualitativen Ausrichtung auf Lust und Befriedigung und der quantitativen Ausrichtung auf Spannungsreduktion (vgl. Pohl 2004: 339).

Die hinter der Konstitution des Penis als Phallus liegende Idee der Autonomie verstärkt also bloß das Sexualitäts- und Männlichkeitsdilemma, indem es die Erfahrung der Abhängigkeit verschärft. Die durch die Begierde erzeugte dauerhafte Abhängigkeit führt dazu, dass der Mann im Bereich der Sexualität am verwundbarsten und schwächsten ist (vgl. Pohl 2004: 327). Das eigene Begehren kann, indem sich die Unabhängigkeit des Mannes als Illusion offenbart, somit als Hauptursache des Hasses angesehen werden, der dann auf die Frau als vermeintliche Auslöserin der Erregung projiziert wird (vgl. Pohl 2004: 279).

Die Lösung dieses Dilemmas wird in dem Ausgleich durch Machtausübung über die Frauen gesucht. Besonders während Krisensituationen

intensivieren sich die „bereits als Dispositionen eingelagerten Potentiale von Wut, Haß und Gewaltbereitschaft“ (Pohl 2004: 280). Die Tendenz zur Destruktivität wird mit der „Neigung, Frauen wie Gegenstände zu behandeln“ (Pohl 2004: 249), verbunden und manifestiert sich in der Tiefenstruktur normaler männlicher Sexualität, in der die „ambivalenten bis feindseligen Einstellungen zur Weiblichkeit“ (Pohl 2004: 279) unbewusst eingelagert sind. Eine Steigerung dieser ‚Normalsexualität‘ zur Perversion – und damit auch zur sexuellen Gewalt – ist daher nur noch eine graduelle. Obwohl Gewalt gegen Frauen aus der Perspektive der hegemonialen Männlichkeit eher verpönt ist, kann sie nach Bereswill (vgl. Bereswill 2007: 11) als Handlungsressource benutzt werden, die nach wie vor den männlichen Tugenden der Rationalität, Autonomie und Selbstkontrolle entspricht.

Zur Untersuchung des Phänomens sexueller Gewalt muss insgesamt die geschlechtsspezifische Subjektivierung der Individuen stärker in den Blick genommen werden. Was im männlichen Habitus zum Ausdruck kommt und dem Subjekt einverleibt wurde, wird bereits während der Sozialisation durch die geschlechtsspezifische Triebentwicklung und Zuschreibung von Verletzungsorientierung angelegt. Die im Phallus verkörperte Unabhängigkeitsidee spiegelt sich im männlichen Habitus, der durch die Labilität der Männlichkeit immer wieder nach Beweisen für diese verlangt und gleichzeitig auf die vorhandene Abhängigkeit verweist. Sexuelle Gewalt kann somit als Handlungsressource zur Kompensation gedacht werden, um das Männlichkeitsdilemma zu durchbrechen, der Unerreichbarkeit des Unabhängigkeitsideals „Herr“ zu werden und die eigene Angst abzuwehren. Verbunden mit der männlichen Sozialisation findet sich auch in der zur Stabilisierung der labilen Männlichkeit notwendigen Objektivierung der Frau und der Reduzierung ihres Körpers auf ein Konsumgut eine grundlegende Bedingung für die Ausübung sexueller Gewalt. Unter Berücksichtigung der beschriebenen Ansätze zeigt sich, dass das Phänomen sexueller Gewalt in der Struktur der Geschlechterhierarchie und der Konstitution von Männlichkeit angelegt ist. Um bei dieser rein theoretischen Erkenntnis nicht stehen zu bleiben, sondern eine für die Praxis verwertbare Handlungsmöglichkeit zu entwerfen, müsste weiter gefragt werden, ob eine Veränderung der beschriebenen Einflussfaktoren wirklich eine Auswirkung auf das Phänomen der sexuellen Gewalt hätte. Ob eine derartige Umgestaltung überhaupt bewerkstelligt werden kann, ist derzeit offen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass Unterdrückung und Objektivierung der Frau

in Gesellschaften mit weniger dualistischen Geschlechterwahrnehmungen anscheinend nicht auftreten und somit auch keine Grundlage für sexuelle Gewalt bereitgestellt wird. Dies zeigte sich zum Beispiel in der anthropologischen Studie von Mary Douglas (1988), die die Mbuti-Pygmäen in Afrika beobachtete. Bei diesen nahm sie weder strenge Einteilungen in Geschlechtergruppen noch eine genau festgelegte Arbeitsteilung wahr. Wenn dies auch keinen ausreichenden Beleg für eine Kausalität zwischen beiden Faktoren darstellt, so findet sich hier doch ein weiteres Indiz für den Zusammenhang von Geschlechterhierarchie und sexueller Gewalt.

Dies erscheint mir als ein erstrebenswerter und möglicher Lösungsansatz zur Prävention. Notwendig wären somit die Etablierung von neuen Wahrnehmungsschemata beider Geschlechter und die damit verbundene Sozialisation, die sich jedoch nicht nur als problematisch erweisen könnte, sondern auch über etliche Generationen erstrecken würde. Eine mögliche Chance für die Wahrnehmungsänderung der Geschlechter könnte sich beispielsweise in der vermehrten Ausführung von Care-Tätigkeiten durch Männer zeigen.

Die angedeuteten Maßnahmen scheinen notwendig, soll der sexuellen Gewalt die Grundlage – also der hierarchische Geschlechterdualismus sowie die damit einhergehende hegemoniale Männlichkeit – entzogen werden. Hierbei will ich nicht für eine Auflösung der Differenz, sondern für die Möglichkeit eines gleichberechtigten Lebens plädieren, in dem jedes Individuum „ohne Angst verschieden sein“ (Adorno 1969: 131) kann.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1969). *Minima Moralia*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Benjamin, Jessica. (1995). Anerkennung und Zerstörung. Die Dialektik von Autonomie und Bezogenheit. In Heiner Keupp (Hrsg.), *Der Mensch als soziales Wesen. Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert* (S. 252–261). München: Piper Verlag.
- Bereswill, Mechthild. (2007). Sich auf eine Seite schlagen. Die Abwehr von Verletzungsoffenheit als gewaltsame Stabilisierung von Männlichkeit. In Mechthild Bereswill, Michael Meuser & Sylka Scholz (Hrsg.), *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit* (S. 101–119). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bourdieu, Pierre. (1993). *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Bourdieu, Pierre. (1997). Männliche Herrschaft revisited. *Feministische Studien*, 2, 88–99.

- Bourdieu, Pierre. (2005). *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Connell, Robert. (1999). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske + Budrich.
- Connell, Drucilla. (1993). Die Zeit des Feminismus neu gedacht. In: Seyla Benhabib, Judith Butler, Drucilla Cornell & Nancy Fraser, *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart* (S. 133–144). Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Fast, Irene. (1991). *Von der Einheit zur Differenz. Psychoanalyse der Geschlechtsidentität*. Berlin: Springer Verlag.
- Gugutzer, Robert. (2004). *Soziologie des Körpers*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Jäger, Ulle. (2004). *Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung*. Königsstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Lindemann, Gesa. (1992). Die leiblich-affektive Konstruktion des Geschlechts. Für eine Mikrosoziologie des Geschlechts unter der Haut. *Zeitschrift für Soziologie*, 21(5), 330–346.
- Maihofer, Andrea. (2013). Geschlechterdifferenz. Eine obsoletere Kategorie? In Dominique Grisard, Ulle Jäger & Tomke König (Hrsg.), *Verschieden Sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz* (S. 27–46). Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Plessner, Helmuth. (1975). *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*. Berlin/New York: Walter de Gruyter Verlag.
- Pohl, Rolf. (2003). Paranoide Kampfhaltung. Über Fremdenhass und Gewaltbereitschaft bei männlichen Jugendlichen. In Frauke Kohler & Katharina Pühl (Hrsg.), *Gewalt und Geschlecht – Konstruktionen, Positionen, Praxen* (S. 161–186). Opladen: Leske + Budrich.
- Pohl, Rolf. (2004). *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen*. Hannover: Offizin-Verlag.
- Pohl, Rolf. (2007). Genitalität und Geschlecht. Überlegungen zur Konstitution der männlichen Sexualität. In Mechthild Bereswill, Michael Meuser & Sylka Scholz (Hrsg.), *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit* (S. 186–203). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Pohl, Rolf. (2010). Männer – das benachteiligte Geschlecht? Weiblichkeitsabwehr und Antifeminismus im Diskurs über die Krise der Männlichkeit. In Mechthild Bereswill & Anke Neuber (Hrsg.), *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert* (S. 104–135). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Popitz, Heinrich. (1992). *Phänomene der Macht*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Rohde-Dachser, Christa. (1989). Unbewußte Phantasie und Mythenbildung in psychoanalytischen Theorien über die Differenz der Geschlechter. *Psyche – Z Psychoanal* 43, 193–218.
- Weininger, Otto. (1980). *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*. München: Matthes & Seitz.
- Wobbe, Theresa. (1994). Die Grenzen der Gemeinschaft und die Grenzen des Geschlechts. In Theresa Wobbe & Gesa Lindemann (Hrsg.), *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht* (S. 177–198). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Kontakt und Information
 Janina Jaeckel
 janina.jaeckel@uni-bielefeld.de

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub | universitäts
bibliothek

Dieser Text wird über DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.17185/duepublico/72469

URN: urn:nbn:de:hbz:464-20200731-161745-8



Dieses Werk kann unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 Lizenz (CC BY 4.0) genutzt werden.